

Freiburger Sozialanthropologische Studien
Freiburg Studies in Social Anthropology
Etudes d'Anthropologie Sociale
de l'Université de Fribourg

herausgegeben von/edited by/édité par

Christian Giordano (Universität Fribourg, Schweiz)

in Verbindung mit/in cooperation with/avec la collaboration de

Edouard Conte (Universität Bern),

Mondher Kilani (Universität Lausanne),

Véronique Pache Huber (Universität Fribourg, Schweiz),

Klaus Roth (Universität München),

François Rüegg (Universität Fribourg, Schweiz)

Band 26

LIT

Christian Giordano, Jean-Luc Patry,
François Rüegg (Hg.)

Trugschlüsse und Umdeutungen

Multidisziplinäre Betrachtungen
unbehaglicher Praktiken

LIT

Münster 2009

Die Verlierer der Geschichte

Zu einem Theorem Carl Schmitts

Siegfried Weichlein

Dass sich die Maßstäbe, Kategorien und leitenden Begriffe der Historiker aus dem Erleben speisen, kann trotz des Werturteilsstreites schwerlich bestritten werden. Die Umwelt des Geschichtsschreibers schlägt sich in seiner Sichtachse auf die Vergangenheit nieder. Dies gilt besonders für so einschneidende Ereignisse wie Niederlagen. Kollektive Identitäten scheinen stärker vom Erleiden als von Siegen und Triumphen geprägt zu sein. Ernest Renan hat in seinem berühmten Vortrag „Qu'est-ce qu'une nation?“ von 1882 darauf hingewiesen, dass die Nation nicht nur das Ergebnis von Siegen in der Geschichte, sondern mindestens ebenso sehr von Niederlagen sei. Sie ist der „Endpunkt einer langen Vergangenheit von Anstrengungen, von Opfern und Hingabe“. Für ihn ist die Nation eine „große Solidargemeinschaft, getragen von dem Gefühl der Opfer, die man gebracht hat, und die man noch zu bringen gewillt ist“.¹

Bezogen auf die Historiographie und ihre Hermeneutik kam im letzten Jahrhundert eine These zu besonderer Prominenz, die Gegenstand der folgenden Überlegungen sein soll. Es seien nämlich eher die Besiegten als die Sieger, die die Geschichtsschreibung prägten und innovativ gestalteten. Die Besiegten, nicht die Sieger, schrieben die Geschichte. Nicht Triumphe leiteten die historische Erkenntnis, sondern stärker noch Niederlagen. Im folgenden soll zuerst die dunkle Herkunft dieses Theorems skizziert werden (1.), sodann seine historiographische Weiterentwicklung (2.). In nächsten Schritt wird als Beispiel die Geschichtsschreibung der deutschen Weltkriegsniederlage 1918 analysiert (3.), was zu einer systematischen Einordnung dieser These führt (4.).

1. Carl Schmitts Theorem

Das Theorem, dass die Besiegten die besseren Historiker seien, hat eine lange Geschichte. Bekannt wurde es in der Bundesrepublik durch den Staatsrechtler Carl Schmitt. Unter dem programmatischen Titel „Ex captivitate salus“ veröffentlichte Schmitt 1950 eine Reihe von Texten aus den Jahren 1945 bis 1947. Darin findet sich der durchaus auf seine Gegenwart bezogene Ansatz, dass die

¹ Ernest Renan: Was ist eine Nation? In: Henning Ritter, Michael Jeismann (Hg.), Grenzfälle. Über neuen und alten Nationalismus. Leipzig 1993, 290–311, 309.

Verlierer die Geschichte schrieben. Auch wenn die apologetische Absicht des tief in den Nationalsozialismus verstrickten Kronjuristen des Dritten Reiches darin offen zu Tage trat, so fand Schmitts These doch Eingang in die historiographische Debatte.²

Die Person, an der Schmitt 1946 seine These historisch verfremdend durchführt, ist Alexis de Tocqueville. Mit seiner Rezeption Tocquevilles war der Plettenberger Staatsrechtler nicht untypisch. Die Beschäftigung mit dem französischen Politikwissenschaftler und Politiker in der 1848er Revolution nahm in der Nachkriegszeit zu, galt Tocqueville doch als der unbelastete Theoretiker der Revolution von 1848, die so viele Weichen falsch gestellt zu haben schien. Der Politikwissenschaftler Siegfried Landshut übersetzte und edierte die Schriften Tocquevilles.³ Das Interesse der Geschichtsschreibung und der Politikwissenschaft wandte sich stärker der Kulturgeschichte zu. Beobachtende Historiker à la Tocqueville genossen nun eine stärkere Aufmerksamkeit als die lange Tradition der politisch aktiven Historiker à la Treitschke, die für die nationalistisch verengte Geschichtsschreibung standen. Gleichzeitig ist Schmitt hier ein Eklektizist, der sein Beispiel eher willkürlich findet, denn sein eigentliches intellektuelles Interesse gilt vielmehr dem spanischen Theoretiker von 1848, Donoso Cortés.⁴ Dieser gebraucht nurmehr Tocquevilles anhand der Französischen Revolution gewonnene prognostische These der „unwiderstehlichen Zentralisierung, die sich aller Staatsformen, aller Parteien und aller Ideologien bedient und unaufhaltsam weitergeht“.⁵ Schmitts allgemeine Geschichtstheorie ist dagegen sehr viel stärker an Donoso Cortés angelehnt. Mit ihm teilt er die allgemeine Position, dass die Geschichtsschreibung drei Dimensionen kennt: die außenpolitische Prognose, die innenpolitische Diagnose und die weltgeschichtliche Parallele.⁶ Alexis de Tocqueville ist in diesem Rahmen nunmehr mit Blick auf seine geschichts- und kulturphilosophische Diagnose wichtig. Eine überzeugende Prognose und erst recht eine große historische Parallele findet Schmitt bei Tocqueville dagegen nicht. Noch in einer weiteren Hinsicht zog er Donoso Cortés Tocqueville vor. Cortés bot in seiner Geschichtssicht eine große historische Pa-

² Vgl. zum Zusammenhang Dirk van Laak: Gespräche in der Sicherheit des Schweigens. Carl Schmitt in der politischen Geistesgeschichte der frühen Bundesrepublik. Berlin 1993, bes. 103 f. sowie Reinhard Mehring: Das Politikum der Kritik. In: Neue Rundschau 111 (2000), 154–167.

³ Vgl. Siegfried Landshut: Das Zeitalter der Gleichheit. Eine Auswahl aus dem Gesamtwerk. Alexis de Tocqueville. Stuttgart 1954. – Niklas Peter Barth: Die Idee der Freiheit und der Demokratie bei Alexis de Tocqueville. Aarau 1953. Zu Tocquevilles lange nicht edierten kleineren Schriften vgl. jetzt Harald Bluhm (Hg.): Alexis de Tocqueville. Kleine politische Schriften. Berlin 2006 (Schriften zur europäischen Ideengeschichte, Bd. 1).

⁴ Vgl. Carl Schmitt: Donoso Cortés in gesamteuropäischer Interpretation. In: ders., Donoso Cortés in gesamteuropäischer Interpretation. Vier Aufsätze. Köln 1950, 80–114.

⁵ Ebd., 90.

⁶ Ebd., 87.

rallele mit der Zeit der römischen Bürgerkriege und des Zentralismus. Die Parallele besteht für Schmitt darin, dass damals ebenso wie für ihn zeitgenössisch sich die Frage stellt, „ob der christliche Äon zu Ende ist oder nicht“.⁷ Damit aber ist für Schmitt und Donoso Cortés Geschichtsphilosophie nur im Rahmen von Geschichtstheologie möglich, die Tocqueville bekanntermaßen nicht bietet.⁸

Schmitt interessiert sich also eher eklektizistisch für den Diagnostiker Tocqueville. Seine adlige Familie verlor ihre gesellschaftliche Stellung in der Französischen Revolution. Überhaupt wurde der Adel dabei als Ganzes delegitimiert. Dennoch akzeptierte Tocqueville die Französische Revolution und deren Ergebnisse. Schmitt sieht in Tocqueville nicht einen spekulativen Theoretiker, der mit einem Adlerblick Geschichte als Ganzes begreift, sondern eher einen realistischen Moralisten. Nicht die tiefere Einsicht in den Gang der Weltgeschichte, sondern die realistische Haltung zu den Ereignissen machte ihn für Schmitt zum Vorbild. Tocqueville „hat nicht den Eifer eines soziologischen oder psychologischen Entlarvers, nicht die Eitelkeit der Skeptiker, aber auch keine metaphysischen Ambitionen. Er will nicht ewige Gesetze des weltgeschichtlichen Prozesses finden, weder Drei-Stadien Gesetze, noch Kulturzyklen. Er spricht nicht über Dinge, an denen er nicht existenziell beteiligt ist, ... Er setzt sich nicht, wie der große Hegel und der weise Ranke, zum lieben Gott in die Königsloge des Welttheaters.“⁹ Er kritisiert damit implizit die Position der westlichen und östlichen Kriegsalliierten, wie sie sich etwa in den Nürnberger Prozessen darstellte. Schmitt setzt Tocqueville von einem universalistischen Rechts- und Geschichtsverständnis positiv ab, wie er es denjenigen unterstellt, die seine NS-Vergangenheit kritisieren. Tocquevilles Bedeutung als Historiker liegt für den jetzt unter Generalverdacht geratenen Schmitt darin, dass er die geschichtliche Spekulation, den totalisierenden Zugriff auf die Geschichte und die theoretische Zugangsweise ablehnte. Genau damit aber versucht sich Schmitt in wehleidiger Pose der Kritik zu entziehen, wie sie etwa Eduard Spranger nach 1945 an ihm übte. Spranger hatte sein „undurchschaubares Wesen“ angegriffen. Schmitt geht darauf im ersten Text in „Ex captivitate salus“ ein. Reichlich larmoyant distanziert er sich darin von seinen Kritikern und stilisiert sich als großen Unverstandenen, wie in der Figur des christlichen Epimetheus.¹⁰ Tocqueville geht diese Eigenschaft nur deswegen ab, weil er nicht mehr im christlichen Paradigma schrieb. Ansonsten

⁷ Ebd., 93.

⁸ Vgl. dazu: Reinhard Mehring: Begriffssoziologie, Begriffsgeschichte, Begriffspolitik. Zur Form der Ideengeschichtsschreibung nach Carl Schmitt und Reinhart Koselleck. In: Harald Bluhm, Jürgen Gebhardt (Hg.), Politische Ideengeschichtsschreibung im 20. Jahrhundert. Konzepte und Kritik. Baden-Baden 2006, 31–50.

⁹ Carl Schmitt: *Historiographia in nuce*: Alexis de Tocqueville. In: ders., *Ex captivitate salus*. Köln 1950, 25–33, 27 f.

¹⁰ Carl Schmitt: Gespräch mit Eduard Spranger (Sommer 1945). In: ebd., 9–12. Vgl. Wilhelm Nyssen, Carl Schmitt: Der Fall eines „christlichen Epimetheus“. In: Helmut Quaritsch (Hg.), *Complexio oppositorum*. Berlin 1988, 181–192.

aber war Tocqueville, mit dem sich Schmitt offensichtlich parallelisiert, dafür „mehr als jeder andere prädestiniert“.¹¹ Doch steckt in Schmitts These von den Besiegten, die die Geschichte schrieben, mehr als nur Apologie eines beharrlich Unreuen. Sie zielt darauf, Voraussetzungen für geschichtliche Erkenntnis zu formulieren.

„Tocqueville war ein Besiegter.“¹² Das ist der Dreh- und Angelpunkt für Carl Schmitt und dasjenige, worin er sich mit dem französischen Theoretiker vergleicht. „In ihm sammelten sich alle Arten von Niederlagen, und das nicht zufällig oder nur unglücklicherweise, sondern schicksalhaft existenziell.“ Schmitt sieht ihn als Besiegten auf gleich mehreren Ebenen. Er meint damit den besiegten Aristokraten, den besiegten Liberalen, den besiegten Franzosen, den besiegten Europäer und den Christen Tocqueville, der in jedem dieser Bekenntnisse widerlegt worden war. Mit Blick auf den Europäer Tocqueville zitiert Schmitt dessen Prognose, dass „zwei neue Mächte, Amerika und Russland, über den Kopf Europas hinweg zu Trägern und Erben einer unwiderstehlichen Zentralisierung und Demokratisierung“ werden würden. Damit stellt Schmitt den Zusammenhang zwischen Tocqueville und seiner Gegenwart, im Sommer 1946, her. Tocquevilles Bedeutung lag in seiner prognostischen Kraft, die Konstellation nach dem Zweiten Weltkrieg vorauszusehen: allem voran die weltgeschichtliche Polarität zwischen den USA und der Sowjetunion und den Agnostizismus des 20. Jahrhunderts.¹³

Entscheidend war für Schmitt, dass Tocqueville ein Besiegter war, der seine Niederlage akzeptierte. Schmitt wertet damit ein Diktum Guizots über Tocqueville um, der spöttisch gemeint hatte: „C'est un vaincu, qui accepte sa défaite.“ Für Schmitt ist vielmehr gerade dies das „Arkanum der Größe, das den besiegten Franzosen (sc. Tocqueville, SW) über alle anderen Geschichtsschreiber erhebt.“¹⁴ Die Niederlage und ihre Anerkennung erlaubte ihm eine Hellsichtigkeit in die Zukunft, die ihn von anderen trennte.

Die Niederlage wird von den innovativen Intellektuellen auf mehreren Ebenen erfahren. Unterlegene sind für Schmitt dann nicht existenziell besiegt, wenn sie die Niederlage existentiell als eine neue Erfahrungsebene wahrnehmen. Sie sind wie Tocqueville in der Lage, die Revolution von innen und von außen zu beschreiben. Besiegte schreiben deshalb Geschichte, weil sie auf mehreren Ebenen denken können und sich vorschnellen Lösungen entziehen. Schmitt ordnet den Besiegten eine starke prognostische Kraft zu, die Kraft zur „wirklichen Prognose“¹⁵, die frei ist von weltanschaulichen Vorurteilen oder idealistischen Höhenflügen. Tocqueville war für ihn deshalb im Recht, weil er Schmitts Gegenwart voraussah. Gleichzeitig zeigt sich der deutsche Staatsrechtler auch hier

wieder eigenartig unangerührt von der Trümmerwirklichkeit 1945 und den 40 Millionen Toten des Zweiten Weltkrieges. Er argumentiert auf einer Ebene oberhalb der Niederlage. Die Niederlage wird für Schmitt zum existenziellen, wiewohl intellektuellen Erlebnis.

Für Carl Schmitt macht erst die Ambivalenz von vorher und nachher, von Teilhabe an Adel und an Revolution, an Christentum und an Agnostizismus die größere prognostische Genauigkeit der Besiegten gegenüber den Siegern aus. Sie gibt den Besiegten als Analytikern die größere Tiefenschärfe gegenüber linearen weltgeschichtlichen Stadienmodellen. Er versucht, mit antiliberaler Pointe universalistische Entwürfe zu diskreditieren. Nicht der Besiegte als solcher bereits, sondern seine Doppelrolle als Akteur und Erleidender mache ihn zum Historiker höherer Warte. Schmitts Antiidealismus orientiert sich am Konkreten und polemisiert implizit gegen jede Form von Universalismus. Tocqueville ist insofern für ihn ein Kronzeuge für eine antiuniversalistische Einstellung, die sowohl gegen die Französische Revolution als auch gegen die Westmächte im Ersten Weltkrieg und nach 1945 polemisiert. Tocquevilles Weigerung, sich dem zeitgenössischen Idealismus eines Hegel anzuschließen, wird für Schmitt zum historischen Vorbild. Sie spiegelt Schmitts Abwehrhaltung gegen die Sieger von 1945. Schmitt weigert sich, mit den Siegern die Geschichte umzuschreiben, und stillt sich in die Rolle des unverstandenen Intellektuellen mit tieferen Einsichten.

Nach 1945 blieb diese These zuerst einmal ein Lieblingsgedanke der sozialen und intellektuellen Kreise um Carl Schmitt. Dieser lobte die „Weltgeschichte Europas“ des rechtskonservativen Hans Freyer am 6. April 1949 als „Dokument geistiger Überlegenheit des Besiegten, der auch in der Niederlage seine Sieger besser kennt als sie sich selbst“. Der Herausgeber der Zeitschrift „Merkur“ Hans Paeschke, den Schmitt bereits aus der Zeit vor 1933 kannte, trug das, was er für Schmitts These hielt, an die Öffentlichkeit: „Ein bekannter Völkerrechtslehrer stellte kürzlich die geistvolle Frage, ob der Sieger oder der Besiegte die Geschichte schreibe. Er entschied sich für den Letzteren. Als Beispiel dient ihm vor allem die Gestalt des Historikers Alexis de Tocqueville.“¹⁶ Wiewohl der Merkur-Herausgeber Schmitts These von den Besiegten als Historikern publik machte, behielt er seine Vorbehalte gegen Schmitt bei. Verbreitet wurde Schmitts These auch vom jungen Heidelberger Politikwissenschaftler und Soziologen Hanno Kesting. Nach 1945 war er wie Reinhart Koselleck und Nicolaus Sombart unter den Einfluss Schmitts geraten, was sich in seiner Dissertation „Utopie und Eschatologie“ von 1952 niederschlug. Dort formulierte er offen: „Der Besiegte

¹¹ Carl Schmitt: *Historiographia in nuce*: Alexis de Tocqueville, 31.

¹² Ebd., 30.

¹³ Ebd., 30 f.

¹⁴ Ebd., 32.

¹⁵ Ebd., 29.

¹⁶ Hans Paeschke: Zur Frage einer Weltregierung. In: *Merkur* 1947, 600–605. – Brief Carl Schmitt an Hans Freyer, 6. 4. 1949, zit. in: Winfried Schulze: Der Wandel des Allgemeinen. Der Weg der deutschen Historiker nach 1945 zu Kategorie des Sozialen. In: ders. u. Karl Acham (Hg.), *Teil und Ganzes. Zum Verhältnis von Einzel- und Gesamtanalyse in Geschichts- und Sozialwissenschaften. Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik*, Bd. 6. München 1990, 193–216, 199. – Hans Freyer: *Weltgeschichte Europas*, 2 Bde. Wiesbaden 1948.

hat die einzigartige Chance, seine Niederlage zu begreifen und damit echte Einsichten zu gewinnen.¹⁷ Gemeint war bei diesen Autoren aber, dass die Besiegten nicht nur Geschichte schrieben, sondern auch die im Grunde besseren Historiker seien.

2. Reinhart Kosellecks Historie der Besiegten

Zu einer seriösen historiographischen Einsicht wurde Schmitts These erst von Reinhart Koselleck weiterentwickelt. Er interpretierte Niederlagen als epochale Erfahrungsschübe, die die gesamte bisherige Geschichte in einem neuen Licht erscheinen ließen. Niederlagen stehen für ihn für die allgemeine, auch über die Geschichtswissenschaft hinausreichende Erfahrung, dass alles anders kommen kann, als man es plant und denkt. Dieser Erfahrungswandel nun steht in der Geschichtswissenschaft in einem Zusammenhang mit dem Methodenwechsel. Der Erfahrungsgewinn der Niederlage besteht nach Koselleck darin, die Ursachen in den offenbar falschen Prämissen des eigenen Planens und Denkens finden zu müssen. Der Niederlage entspricht das Umschreiben der Geschichte aus einem völligen Erfahrungswandel heraus. Wo Schmitt vor allem den gestärkten diagnostischen und prognostischen Sinn bei den Besiegten betont hatte, ändert Koselleck die Perspektive. Der durch Erfahrungsgewinn ausgelöste Methodenwechsel bezieht sich auf die Vergangenheit. Noch in einem weiteren Punkt unterscheidet sich Koselleck von Carl Schmitt. Während die Möglichkeit geschichtlicher Prognosen bei Carl Schmitt an große historische Parallelen gebunden war, bleibt Koselleck hier sehr viel zurückhaltender. Er historisiert die Prognose und formuliert eine völlig andere Theorie der Prognose unter dem Leitbegriff „Vergangene Zukunft“.¹⁸

Reinhart Koselleck greift Carl Schmitts Gedanken aus dessen impliziter Rechtfertigungsschrift „*Ex captivitate salus*“ in seinen Überlegungen zu „Erfahrungswandel und Methodenwechsel“ auf, gibt ihnen aber eine neue, nicht mehr prognostische, sondern universalgeschichtliche Wendung.¹⁹ Koselleck ordnet diesen Erfahrungswandel generell als Typus den drei Arten des Erfahrungsgewinns zu: der Überraschung, der Wiederholung und eben dem Erfahrungswandel. Diese dritte Form des Erfahrungsgewinns bedeutet völlig neue strukturelle Rahmenbedingungen für die Sicht auf die Vergangenheit, die oft durch ein über-

¹⁷ Hanno Kesting: Utopie und Eschatologie. In: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie Heft 2 (1954), 202–230, 219.

¹⁸ Vgl. Reinhart Koselleck: „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“ – zwei historische Kategorien. In: Reinhart Koselleck, *Vergangene Zukunft*. Frankfurt am Main 1984, 349–375.

¹⁹ Reinhart Koselleck: Erfahrungswandel und Methodenwechsel. Eine historisch-anthropologische Skizze. In: ders., *Zeitschichten, Studien zur Historik*. Frankfurt am Main 2000, 27–77.

raschendes Ereignis ausgelöst wurden. Diesen drei Formen der Erfahrung entsprechen drei Weisen der Geschichtsschreibung: das Aufschreiben der Geschichte, das Fortschreiben der Geschichte und das Umschreiben der Geschichte. Dass der Erfahrungswandel einen Methodenwechsel der Historiographie auslöst, gilt nach Koselleck nicht nur für Überraschungen und Wiederholungen, sondern auch für so tief greifende Erfahrungswandel wie Niederlagen. „Dass die Geschichte kurzfristig von den Siegern gemacht, mittelfristig vielleicht durchgehalten, langfristig aber niemals beherrscht wird, das ist ein Erfahrungssatz, der sich allemal einlösen lässt.“²⁰ Gerade in der langfristigen Sicht auf die geschichtliche Entwicklung unterscheiden sich nach Koselleck Sieger und Besiegte. Koselleck betont die Rolle der Primärerfahrung der Niederlage für Innovationen in der Geschichtsschreibung. „Primärerfahrung ist zunächst, dass alles anders gekommen ist als geplant oder erhofft. Sie (die Unterlegenen, SW) geraten, wenn sie überhaupt methodisch reflektieren, in eine größere Beweisnot, um zu erklären, warum etwas anders und nicht so gekommen ist wie gedacht.“²¹ Dieser Erfahrungswandel kann mit einer der Theologie entlehnten Wendung auch als „Erfahrung mit der Erfahrung“ beschrieben werden. Die bisherigen Erfahrungswerte, die das Handeln leiteten, erwiesen sich im Lichte der neuen Erfahrung als offensichtlich nicht tragfähig für erfolgreiches und sinngelitetes Handeln.²²

In Kosellecks Worten investieren die Besiegten die Tiefe ihrer Niederlage in die Gründlichkeit des Methodenwechsels. Wie bei Carl Schmitt haben sie auch bei ihm den genaueren Blick. „Aus ihren einmaligen, ihnen aufgenötigten Erfahrungsgewinnen (entspringen) Einsichten ..., die von länger währender Dauer und damit größerer Erklärungskraft sind. Mag die Geschichte – kurzfristig – von Siegern gemacht werden, die historischen Erkenntnisgewinne stammen – langfristig – von den Besiegten.“²³ Koselleck nimmt allerdings Juden und Griechen in einer Fußnote von diesem Zusammenhang aus. Sie seien die einzigen gewesen, denen es gelang, „im Gegensatz zu allen offiziellen Darstellungen erzielter Erfolge, sich auch die Niederlagen einzuverleiben, um daraus Erkenntnis zu gewinnen“.²⁴ Ein Beispiel: Das Alte Testament kennt nicht nur Erzählungen großer Siege, sondern auch mit Deuteronomias eine grundsätzliche Umdeutung der Geschichte nach der Erfahrung des Babylonischen Exils. Generell überführen die Besiegten ihre Erfahrung in methodische Erkenntnis. Diese neue Erkenntnis bleibt abrufbar und ist nicht an das einmalige Besiegtsein gekoppelt. Sie ist anwendbar auf zukünftige Erfahrungen und bildet damit das neue methodische Niveau der Geschichtsschreibung.²⁵

²⁰ Ebd., 67.

²¹ Ebd., 68.

²² Der Begriff stammt vom Tübinger Theologen Eberhard Jüngel. Vgl. ders.: *Erfahrungen mit der Erfahrung*. Unterwegs bemerkt. Stuttgart 2008.

²³ Koselleck: *Erfahrungswandel und Methodenwechsel*, S. 68.

²⁴ Ebd., 68, Fußnote 46.

²⁵ Vgl. ebd., 77.

Seine Thesen verdeutlicht Koselleck im raschen Durchgang durch die Historiographiegeschichte. Seine Beispiele sind wiederum eher eklektizistisch gewählt und stammen aus der ganzen Weltgeschichte. Er beginnt mit Thukydides, Polybios, Lukian, Sallust und Augustin. Aus der Niederlage des römischen Reiches gegen den Vandalen Alarich 410 n. Chr. zog Augustin die Konsequenz, dass die Christianisierungsgeschichte des römischen Reiches nicht fortgeschrieben werden konnte, die Einheit von Reich und Christentum also ihr Ende gefunden hatte. Augustins Erfahrungsgewinn schlug sich in einem Methodenwechsel zur Zwei-Reiche-Lehre nieder, die die irdischen Reichsbildungen unter einen eschatologischen Vorbehalt stellte. Diese Differenzierung im Reichsbegriff erwies sich später in der Begrifflichkeit von *imperium* und *sacerdotium* als äußerst einflussreich. Sie war zudem ein zentraler Begriff der Theologie Martin Luthers 1000 Jahre später. Weitere Beispiele für einen Methodenwechsel aus einem Erfahrungsgewinn heraus wählt Koselleck aus dem Zeitalter der Reformation mit Philippe de Commines (1447–1511), Niccolò Machiavelli (1469–1527), Francesco Guiccardini (1482–1540)²⁶ sowie aus der schottischen Aufklärung mit dem Sozialhistoriker Henry Home Kames (1696–1782), David Hume (1711–1776), William Robertson (1721–1793), Adam Ferguson (1723–1816), Adam Smith (1723–1790), John Millar (1735–1801) und mit Dugald Stewart (1753–1828). Auch die Niederlage des Alten Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und Preußens durch Napoleon resultierte in einem historiographischen Umdenken bei Barthold Georg Niebuhr (1776–1831) und bei Wilhelm von Humboldt (1767–1835). Sogar die Gesellschaftstheoretiker Karl Marx und Max Weber können nach Koselleck in diesem Sinne als besiegte Historiker nach der industriellen und politischen Doppelrevolution von 1848 lesen lassen. Wiewohl ihn Koselleck nicht nennt, könnte man hier auch Lorenz von Stein hinzufügen.²⁷ Dagegen sieht Koselleck die deutsche Niederlage im Ersten Weltkrieg nicht in einen Methodenwechsel münden. Deutsche Historiker verschlossen sich in ihrem Nationalismus dem Erfahrungswandel und folglich auch dem Methodenwechsel. Für einen erfolgreichen Methodenwechsel nach einer Niederlage nennt er den Franzosen Hippolyte Taine (1828–1893) und seine weit zurückgreifende Analyse der französischen Niederlage 1871.²⁸ Bezeichnend ist jedoch, dass Koselleck die

²⁶ Vgl. Volker Reinhardt: Francesco Guiccardini. Die Entdeckung des Widerspruchs. Göttingen 2004. – Jürgen Huber: Guiccardinis Kritik an Machiavelli. Wiesbaden 2004.

²⁷ Vgl. Reinhart Koselleck: Geschichtliche Prognose in Lorenz v. Steins Schrift zur preußischen Verfassung. In: ders., *Vergangene Zukunft*. Frankfurt am Main 1984, 87–104. – Ernst Wolfgang Böckenförde: Lorenz von Stein als Theoretiker der Bewegung von Staat und Gesellschaft zum Sozialstaat. In: ders. (Hg.), *Staat und Gesellschaft*. Darmstadt 1976, 131–171.

²⁸ Vgl. Hippolyte Taine: *Les origines de la France contemporaine*, 5 Bde. Paris 1876–1894. – Ian Pitt: *The Irrationalist Liberalism of Hippolyte Taine*. In: *The Historical Journal* 41 (1998), 1035–1055.

Deutungsgeschichte von Besiegten anderer großer Niederlagen ausklammert. So fehlen die französischen Hugenotten, die Katholiken während der Reformation, die englischen Katholiken, die amerikanischen Südstaaten oder generell die katholische Historiographie nach der Französischen Revolution.

Bei aller Scharfsicht bleibt der Ansatz Kosellecks doch bestimmten Vorverständnissen verhaftet, die er nur scheinbar überwindet:

a. Kosellecks Rekonstruktion des Schmittschen Theorems stellt letztlich systematische Überlegungen zu Erfahrungsgewinn und Methodenwechsel und propographische Überlegungen unverbunden nebeneinander. Augustins Zwei-Reiche-Lehre stellte sicher einen solchen methodischen Einschnitt in der Geschichtsschreibung dar und war sogar innovativ. Er blieb indessen immer umstritten und konnte nie Allgemeingültigkeit für sich beanspruchen. Koselleck kann implizit auf einen wirkmächtigen Strang der Historiographie oder eher der Geschichtsphilosophie bis zur Reformation und in der reformatorischen Theologie selbst verweisen. Damit aber verkürzt sich der Blick auf die Wirkungsgeschichte eines Autors. Im Grunde genommen begründet Kocka die Innovation des augustiniischen Ansatzes aus seiner Wirkungsgeschichte heraus. Der Fokus, der ursprünglich auf dem Zusammenhang von Erfahrungsgewinn und Methodenwechsel lag, verschiebt sich dabei – gerade anhand so einflussreicher Figuren wie Augustin, Adam Smith oder Niebuhr – auf eine erfolgreiche Wirkungsgeschichte von methodischen Neuansätzen. Methodenwechsel kommen aber auch dann vor, wenn sie kaum rezipiert werden. Dass die historischen Erkenntnisgewinne von den Besiegten stammen, ist bei Koselleck mehr insinuiert als nachvollzogen. Dafür hätte er sich an Niederlagen orientieren müssen und den von ihnen ausgelösten Deutungsversuchen, um dann auf breiter Front die methodische Innovation zu messen. Koselleck überprüft Schmitts These anhand von Beispielen, deren Auswahl sich der These selbst verdankt.

b. Wo beginnt Methodenwechsel und wo herrscht Stillstand und Innovationsverweigerung? Die Historiographie der Unterlegenen der Französischen Revolution, wie etwa der katholischen Kirche, vollzog ebenfalls einen Methodenwechsel hin zur ahistorischen und tendenziell juridischen Verengung der päpstlichen Souveränität, wie sie beim jungen Félicité de Lamennais und bei Joseph de Maistre vorlagen. Diese Geschichtsschreibung wagte einen Methodenwechsel und war doch ultrareaktionär. Sie setzte – methodisch neu – die Geschichte der gallikanischen Kirche Frankreichs mit auf die Anklagebank und vertrat fortan eine historisierte Version des Universalprimats des römischen Papstes.²⁹ Ein Gottesgericht

²⁹ Vgl. Joseph de Maistre: *Von der Souveränität. Ein Anti-Gesellschaftsvertrag*. Berlin 2002. – Ders.: *Vom Papst. Ausgewählte Texte*. Berlin 2007. – Ders.: *Von der Gallikanischen Kirche in ihrem Verhältnisse zu dem Kirchen-Oberhaupt*. Fortsetzung des Werkes *Vom Papst*. Frankfurt am Main 1823. – Hans Maier: *Revolution und Kirche. Zur Frühgeschichte der christlichen Demokratie*. München 1988.

war die Französische Revolution aus dieser Sicht auch für die Geschichte der katholischen Kirche, die im Ancien Regime angeblich völlig versagt hatte. De Maistre leitete eine besondere Innovation bei gleichzeitiger ultrareaktionärer Intention ein. Er stand am Beginn einer ultramontanen Tendenzhistoriographie.³⁰

Auch die Deutungsgeschichte der Niederlage der Konföderierten im Amerikanischen Bürgerkrieg differenziert das Bild. Einerseits war die nordamerikanische Geschichtsschreibung über weite Strecken von der Position des siegreichen Nordens geprägt. Ostküstenhistoriker der Neuengland-Universitäten gestalteten das historische Bild der Union. Andererseits gab es in den Südstaaten nicht nur Ressentiments gegen den Norden, sondern auch eine neue einflussreiche Lesart der eigenen Geschichte jenseits der Kategorien der nördlichen Sieger. C. Vann Woodward, ein Historiker des Südens, überwand im Umfeld der Civil Rights Bewegung die verbreitete Auffassung, dass das Apartheid-System und die Segregation in den Südstaaten ein unvermeidliches Ergebnis ihrer Kultur waren und verwies statt dessen auf die Wurzeln in den sozialen und politischen Beziehungen.³¹ Vann Woodward löste damit nicht nur ein methodisches Umdenken in der Geschichtsschreibung aus, sondern trug auch zum Civil Rights Movement bei. Die Rassentrennung im Süden entstand nicht als Ergebnis des Bürgerkrieges und der Ära der „Reconstruction“, sondern erst 30 Jahre später. Der Erfahrungsgewinn, der Vann Woodward leitete, stammte dabei jedoch nicht aus einer „Kultur der Niederlage“ (Schivelbusch), sondern aus der methodologischen Rezeption der Sozialwissenschaften und politischem Engagement.³²

3. Die Historiographie der deutschen Niederlage von 1918

Nach Koselleck bildete die deutsche Niederlage von 1918 die große Ausnahme aus dem Theorem, dass die Besiegten die Geschichte schreiben. Dies soll im Folgenden widerlegt werden. Die Weltkriegsniederlage bedeutete für die deutschen Deutungseliten eine gravierende Herausforderung auf mehreren Ebenen. Der Philosoph und Naturwissenschaftler Hans Driesch formulierte sie am 10. Oktober 1918, also während der kurzen Phase der Parlamentarisierung des Kaiser-

³⁰ Zur katholischen Geschichtsschreibung vgl. Franziska Metzger: Die Konfession der Nation. Katholische Geschichtsschreibung und Erinnerungskultur der Reformation in der Schweiz zwischen 1850 und 1950. In: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte 97 (2003), 145–163. – Siegfried Weichlein: Mission und Ultramontanismus im frühen 19. Jahrhundert. In: Gisela Fleckenstein, Joachim Schmiedl (Hg.), Ultramontanismus. Tendenzen der Forschung. Paderborn 2005 (Einblicke, Bd. 8), 93–109.

³¹ C. Vann Woodward: The Strange Career of Jim Crow. New York 1955.

³² Vgl. Ders.: The Burden of Southern History. Baton Rouge 1960. – Wolfgang Schivelbusch: Die Kultur der Niederlage. Der amerikanische Süden 1865, Frankreich 1871, Deutschland 1918. Berlin 2001.

reiches und noch vor der Niederlage am 11. November 1918:³³ „Wir erleben das, was man Geschichte zu nennen pflegt, in einer Stärke und Eindringlichkeit, in welcher wenige Geschlechter der Menschen es erlebt haben. Was bedeutet unser so furchtbar eindrucksvolles Erlebnis, das uns den gewaltsamen Tod vieler Millionen von Männern, das uns die Zertrümmerung von Reichen und soziale Umgestaltungen von ganz grundsätzlicher Art vor Augen stellt? ... Bedeutet es etwas Grundlegendes, oder vielleicht nur wenig, oder vielleicht – gar nichts? ... Wir müssen antworten: Wir wissen es nicht; ja, wir wissen nicht, ob es überhaupt eine Bedeutung ... hat und nicht bloß kumulativ zu begreifen ist.“³⁴

Die Reaktionen auf die Herausforderung, wie sie Driesch beschrieb, können auf mindestens drei Ebenen beschrieben werden, die das historiographische Potential der Besiegten differenzieren helfen.

a. Der Herausforderung, die Weltkriegsniederlage zu deuten und zu verstehen, begegnete die deutsche Universitätshistoriographie in aller Regel mit einer Mischung aus Kontinuität und Radikalisierung. Sie behielt das Paradigma der Nationalgeschichte bei, radikalisierte aber die politischen Forderungen, die daraus abzuleiten seien. Ihr breites Themenspektrum aus der Zeit von vor 1914, vor allem die Debatte um die Kulturgeschichte, die einen wesentlichen Bestandteil der Geschichtswissenschaft ausmachte, verengte sich wieder auf politische Themen. Die Geschichtswissenschaft litt sichtlich am Krieg und an der Politik. In den Vordergrund trat der auch historiographisch ausgetragene Kampf gegen die Versailler Friedensordnung. Dieser Kampf wurde an mehreren Fronten geführt. Zum einen durch den Nachweis der vermeintlichen deutschen Unschuld am Krieg, zum anderen in der Verklärung der Vorkriegszustände und schließlich in der pseudowissenschaftlichen Fundierung der Dolchstoßlegende. Nicht der deutsche Nationalismus war für die allermeisten deutschen Historiker das auslösende Moment für den Weltkrieg, sondern die Haltung und die Politik der Weltkriegsgegner. Weimarer Historiker waren vielleicht noch mehr als ihre kaiserlichen Vorgänger Repräsentanten und Verteidiger des deutschen Nationalismus.³⁵

Die Deutung des Ersten Weltkrieges und seiner Vorgeschichte durch die universitär etablierte Geschichtsschreibung muss nach drei Generationen unterschieden werden: nämlich die, die zu alt für die aktive Kriegsteilnahme war (bis Geburtsjahrgang 1880), die im Krieg gekämpft hatte (Jahrgänge 1880–1900) und die zu jung für die Front war (Jahrgänge nach 1900). Die Generationenlagerung und damit der Erfahrungshaushalt dieser Historiker gingen in ihre Deutung der

³³ Ernst Schulin: Weltkriegserfahrung und Historikerreaktion. In: Wolfgang Küttler, Jörn Rüsen, Ernst Schulin (Hg.), Geschichtsdiskurs, Bd. 4: Krisenbewußtsein, Katastrophenerfahrungen und Innovationen 1880–1945. Frankfurt am Main 1997, 165–188, 167.

³⁴ Zit. Schulin, 167.

³⁵ Vgl. Christian Jansen: Professoren und Politik. Politisches Denken und Handeln der Heidelberger Hochschullehrer 1914–1935. Göttingen 1992.

deutschen Geschichte und des Krieges ein. Die ältere Generation³⁶ verblieb im Paradigma der politischen Machtgeschichte, der Diplomatiegeschichte mit ihren großen Akteuren und militärischen Auseinandersetzungen. Der Weltkrieg wurde historistisch eingeordnet in die in die Reihe der Reichseinigungskriege nach 1813, 1874, 1866 und 1871 als Krieg für die „nächst höhere Stufe Deutschlands als sozial geeinigter Staat und/oder als Weltmacht“.³⁷ Nach 1918 verloren sie ihren Fortschrittsglauben und die Annahme einer einheitlichen weltgeschichtlichen Entwicklung. Die idealistische Aufladung ihrer Geschichtsschreibung mit der Annahme weltgeschichtlicher Entwicklungen kam ihnen abhanden. Stattdessen kehrten sie wieder stärker zur Akzentuierung der Politik als treibendem Handlungsmoment zurück. Der zuvor überhöhte Staatsbegriff diente jetzt kaum mehr als Ideal. Otto Hintze wandte sich der Verfassungsgeschichte und dem Vergleich zu. Friedrich Meinecke thematisierte den tiefen Zwiespalt zwischen Macht und Sittlichkeit und entwickelte eine dualistische Geschichte der Staatsräson.³⁸ Generell herrschte in dieser Generation Ernüchterung, Entharmonisierung und die Thematisierung von Konflikten vor, die zuvor im Fortschrittsnarrativ randständig gewesen waren. Die Frontgeneration – ob an der Front oder an der Heimatfront – war noch mehr desillusioniert.³⁹ Es war bezeichnend, dass diese Generation ihr eigenes Fronterlebnis an der West- oder der Ostfront nicht für die Öffentlichkeit beschrieb. Politisch dominierte die Aufwertung der Bismarckschen Politik gegenüber dem Wilhelminismus, der generell abgewertet wurde. Kaum jemand aus dieser Generation setzte sich für den Staat von Weimar ein. Die Kriegsjugendgeneration der nach 1900 Geborenen unterschied sich davon wiederum deutlich. Aus den Studenten dieser Jahrgänge kam ein großer Teil der späteren nationalsozialistischen Führergeneration.⁴⁰ Sie radikalisierten sich durchgehend und wandten sich von der Vorstellungswelt und den Methoden der älteren Historiker ab.

Ein markantes Beispiel dafür ist der nationalsozialistische Historiker Walter Frank (Jahrgang 1905), Leiter des „Reichsinstituts für Geschichte des Neuen Deutschlands“, seit Juli 1935 die zentrale NS-Institution in der Geschichtswissenschaft. Er setzte sich besonders scharf von den älteren Historikern, ihrem Idealismus und Historismus ab. Für ihn waren sie verachtenswerte Intellektuel-

³⁶ Beispiele sind Dietrich Schäfer (Jg. 1845), Hans Delbrück (Jg. 1848), Max Lenz (Jg. 1850) bis hin zu Arnold Oscar Meyer (Jg. 1877) und Heinrich Ritter von Srbik (Jg. 1878).

³⁷ Schulin, 170.

³⁸ Vgl. Friedrich Meinecke: Die Idee der Staatsräson in der Neueren Geschichte. München 1924.

³⁹ Die Frontgeneration reichte von Oswald Spengler (Jg. 1880), Friedrich Gundolf (Jg. 1880) bis zu Ernst Kantorowicz (Jg. 1895) und Otto Brunner (Jg. 1898).

⁴⁰ Vgl. Ulrich Herbert: „Generation der Sachlichkeit“. Die völkische Studentenbewegung der frühen zwanziger Jahre in Deutschland. In: Frank Bajohr (Hg.), Zivilisation und Barbarei. Die widersprüchlichen Potentiale der Moderne. Gedenkschrift Detlef Peukert. Hamburg 1991, 115–144.

le: „Der Intellektuelle ist das Gegenteil des geistig Schaffenden. Der Schaffende produziert Werte. Der Intellektuelle definiert die von anderen produzierten Werte. Der Intellektuelle ist der Kluge, der Gebildete, aber auch der Charakterlose, der Persönlichkeitslose. Der größte Feind des Schöpfers ist nicht der Primitive. Denn sein Instinkt kann mitunter die Größe leichter erfassen, als alle Klugheit des Klugen. Der größte Feind der Schöpfung ist immer der Kluge.“⁴¹ Die Historikergenerationen des 19. Jahrhundert waren für ihn im Wesentlichen solche Intellektuelle. Frank verglich sie mit den griechischen Philosophen nach der Niederlage gegen Rom in Pydna 168 v. Chr. Er parallelisierte die Reaktionen der griechischen Publizisten nach Pydna mit derjenigen der Lehrerergeneration. „In der antiken Welt nannte man diese Art von Menschen Graeculi, die Griechlein. Das waren jene Nachfahren der alten stolzen Hellenen, die sich mit dem Sturz ihres Volkes abgefunden hatten und nun als Schulmeister und Literaten im Dienst der siegreichen Macht Roms standen. Sie waren die geschmeidigen Höflinge jedes Erfolges. Und da die Römer harte Krieger waren, fremd den literarischen Künsten und Wissenschaften, so beugten sie sich im Geistigen langsam diesen Besiegten.“ Frank sah den entscheidenden Unterschied zwischen der griechischen Durchdringung Roms – „Das besiegte Griechenland überwand den wilden Sieger“ – und dem Sieg der Nationalsozialisten 1933 darin, dass die „Griechlein“ mit Opportunismus, List und Tücke in die römischen Linien eingedrungen seien, während die Nationalsozialisten als Krieger die Festung Weimar nahmen. „Die nationalsozialistische Bewegung hat in den rauen Jahren ihres Kampfes die uneingeschränkte Verachtung der in Deutschland behausten Griechlein genossen. Sie war den Griechlein zu ungeistig.“ Nach 1933 biedernten sich – so Frank – die „graeculi“ den neuen Herrschern an. „Von allen Seiten kamen nun die Griechlein, klug und gebildet und charakterlos, grüßten bieder mit ‚deutschem Gruß‘ und erboten sich, den nationalsozialistischen Sieg geistig zu untermauern.“ Gerade darin sah Frank die Gefahr, dass es den Nazis so ergehen könnte wie den Römern durch die besiegten Griechen: „Und wenn sich deshalb heute die Griechlein in dichten Schwärmen den Laufgräben eurer Festung nähern, wenn sie euch zuwinken: ‚Kameraden! Freunde! Nicht schießen!‘, dann antwortet ihnen rechtzeitig mit dem Kommando: ‚Achtung – Feuer!‘“⁴²

⁴¹ Vgl. Walter Frank: Rede vom 15. 9. 1934. In: ders., Kämpfende Wissenschaft. Hamburg 1934, 30–32, nachgedruckt in: Léon Poliakov, Joseph Wolf (Hg.), Das Dritte Reich und seine Denker. Wiesbaden 1989, 51 f.

⁴² Alle Zitate in: Frank, Kämpfende Wissenschaft, 30 f. Die Diskreditierung der Weimarer Intellektuellen durch Frank bezieht sich auch auf deren Opportunismus nach 1933: „Von allen Seiten kamen nun die Griechlein, klug und gebildet und charakterlos, grüßten bieder ‚mit deutschem Gruß‘ und erboten sich, den nationalsozialistischen Sieg ‚geistig zu unterbauen‘. Und es geschah mitunter, daß die Griechlein über den Festungsgraben, der sie vom Nationalsozialismus trennte, eine Brücke warfen. Es war die Eselsbrücke der patriotischen Tendenz.“ Zu Walter Frank und seinem Reichsinstitut vgl. Helmut Heiber: Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands, Stuttgart 1966 (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Bd. 13).

Die begriffliche Innovation dieser jüngeren Historikergeneration ergab sich aus ihrer Radikalisierung. Je weiter sie sich radikalisierten, desto weiter rückten sie vom Historismus ihrer Väter ab. Nicht mehr der Staat bildete den begrifflichen Rahmen, sondern das Volk. Hierin lag – politisch fatal! – der Methodenwechsel dieser Historikergeneration, der bekanntlich die spätere Leitbegrifflichkeit der Gesellschaft nach 1945 vorbereitete.⁴³ Ernst Schulin stellte zusammenfassend fest: „Aus der Bismarck-Bewunderung der älteren und der Frontgeneration wurde nun noch radikaler, von seiner Person abstrahierender, der Drang nach dem neuen, endlich aus der Misere rettenden Führer. ... Aus dem Volk wurde, nach bisheriger Verachtung und auch den mißlungenen Versuchen eines innenpolitischen Zusammenhalts der Schichten, der oberste Wert.“⁴⁴

b. Weitere Innovationen kamen nicht von Universitätshistorikern, sondern eher vom Rande der Zunft oder aus den Nachbardisziplinen Theologie und Philosophie. Geschichtsphilosophen, Theologen und Philosophen distanzieren sich generell von der Geschäftsgrundlage der historistischen Universitätsgeschichtsschreibung, dem nationalgeschichtlichen Paradigma. Sie wollten nicht Korrekturen im System, sondern Systemalternativen. Dieser systemische Methodenwechsel lief auf einen Antihistorismus hinaus, der in Weimar eine breite Anhängerschaft unter den Intellektuellen fand. Der Erste Weltkrieg und die Niederlage hatten die vorhandene Skepsis gegen den Historismus als vorherrschende Form bürgerlicher Geschichtsschreibung bis zum Überdruß gesteigert. Die antihistoristische Wende nach 1918 fand in der Karriere von Begriffen wie ‚Kairos‘ seinen Ausdruck.⁴⁵ In Weimar schlug die Stunde der spekulativen Geschichtsphilosophie und der Utopie. Aus dem Blickwinkel der Geschichtswissenschaft stand sie nämlich unbegriffen und unverstanden da. Für Ernst Bloch hatte sich das gesamte Paradigma des Historismus gründlich diskreditiert. Die „Vertreter der vor dem als unbestechlich objektiv, ‚voraussetzungslos‘ in aller Welt gerühmten Wissenschaft“ hatten sich „als Muster abgebrühter Bereitwilligkeit“ zum Massenmord erwiesen.⁴⁶ Darauf antwortete er mit einer weithin rezipierten Aufwertung utopischen Denkens.

⁴³ Vgl. Peter Schüttler (Hg.): *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918–1945*. Frankfurt am Main 1997.

⁴⁴ Schulin, 180.

⁴⁵ Vgl. Alf Christophersen: *Kairos. Protestantische Zeitdeutungskämpfe in der Weimarer Republik*. Tübingen 2008.

⁴⁶ So Ernst Bloch: *Schuldfrage und mögliche Regeneration* (1917). In: ders., *Politische Messungen. Bestzeit, Vormärz*. Frankfurt am Main 1985 (Gesamtausgabe, Bd. 20), 29–34, 30. Vgl. Wolfgang Bialas: *Krisendiagnose und Katastrophenerfahrung. Philosophie und Geschichte in Deutschland der Zwischenkriegszeit*. In: Wolfgang Rüttler, Jörn Rüsen, Ernst Schulin (Hg.), *Geschichtsdiskurs Bd. 4: Krisenbewusstsein, Katastrophenerfahrungen und Innovationen 1880–1945*. Frankfurt am Main 1997, 189–216, 193.

Die antihistoristische Wende stellte sehr wohl einen Methodenwechsel dar, auch wenn er politisch ins Fahrwasser der rechten Kultur- und Zivilisationskritik mündete. Sie ersetzte Geschichte durch Philosophie, Theologie und Geschichtsphilosophie. „Der Geschichte entfliehen“ und „Die Geschichte durch die Übergeschichte überwinden“ waren die Parolen. Oswald Spengler konnte auf breite Zustimmung rechnen, als er schrieb: „Das war nicht mehr die einmalige Konstellation zufälliger, von nationalen Stimmungen, persönlichen Einwirkungen und wirtschaftlichen Tendenzen abhängiger Tatsachen, denen der Historiker durch irgendein kausales Schema politischer und sozialer Natur den Anschein der ... sachlichen Notwendigkeit“ aufträgt; das war der *Typus einer historischen Zeitenwende*, die innerhalb eines großen historischen Organismus ... einen biographisch *seit Jahrhunderten vorbestimmten Platz* hatte.“⁴⁷ Damit wurde die Unbegreiflichkeit des Geschehens in welthistorische Dimensionen übersetzt. ‚Kairos‘ und ‚Katastrophe‘ waren nunmehr geschichtliche Begriffe geworden. Geschichte wurde hier jedoch nicht mehr umgeschrieben, sondern überwunden.⁴⁸

Vor diesem Hintergrund können die Karriere von Karl Barths Abrechnung mit dem Kulturprotestantismus in seiner dialektischen Theologie, Blochs „Das Prinzip Hoffnung“, Walter Benjamins marxistischer Messianismus, Martin Heideggers Existenzialontologie und Sigmund Freuds anthropologische Lesart der grenzenlosen „Enttäuschung des Krieges“ gelesen werden. Für sie alle bedeutete der Erste Weltkrieg einen unhintergehbaren Erfahrungsgewinn, der die Geschichte als Ganzes sehr wohl neu sehen ließ. Walter Benjamin bemerkte in einer Rezension zu Ernst Jüngers „Krieg und Krieger“ 1930: „Einen Krieg gewinnen oder verlieren, das greift, wenn wir der Sprache folgen, so tief in das Gefüge unseres Daseins ein, dass wir damit auf Lebenszeit an Malen, Bildern, Funden reicher oder ärmer geworden sind. Da wir einen der größten der Weltgeschichte, einen Krieg verloren, in dem die ganze stoffliche und geistige Substanz des Volkes gebunden war, so mag man ermessen, was dieser Verlust bedeutet.“⁴⁹ In den Intellektuellendiskursen der Weimarer Republik war der Weltkrieg die große Zäsur, die verschiedenes bedeuten konnte: Abkehr vom Fortschrittsglauben

⁴⁷ Oswald Spengler: *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte*. Erster Band: *Gestalt und Wirklichkeit*. München 1923, 65 (Hervorhebungen im Original). – Bialas, *Krisendiagnose und Katastrophenerfahrung*, 190. – Heinz Dieter Kittsteiner: *Oswald Spengler zwischen „Untergang des Abendlandes“ und „Preußischem Sozialismus“*. In: Wolfgang Hardtwig (Hg.), *Geschichte für Leser. Populäre Geschichtsschreibung in Deutschland im 20. Jahrhundert*. Stuttgart 2005, 309–330.

⁴⁸ Friedrich Wilhelm Graf: *Geschichte durch Übergeschichte überwinden. Antihistorisches Geschichtsdenken in der protestantischen Theologie der 1920er Jahre*. In: *Geschichtsdiskurs*, Bd. 4, 217–246.

⁴⁹ Walter Benjamin: *Theorien des deutschen Faschismus* (1930). In: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. 3: *Kritiken und Rezensionen*. Hg. Hella Tiedemann-Bartels. Frankfurt am Main 1991, 238–250, 242 f. – Bialas, *Krisendiagnose und Katastrophenerfahrung*, 196.

(Spengler) und von der nationalen Perspektive auf die Vergangenheit und Gegenwart (Freud) oder die Hinwendung zu revolutionären und auch zu messianischen Konzepten (Bloch, Benjamin). Walter Benjamin meinte: „Der Sieger behält den Krieg, den Geschlagenen kommt er abhandeln.“ Dieser Verlust konnte nur kompensiert werden durch den „inneren Sieg“, was auf die psychische Fortsetzung des Krieges hinauslief, der physisch verloren war.⁵⁰

Der Blick auf die Intellektuellendiskurse nach 1918 ist zumeist verknüpft mit der Frage, was sie zur Erklärung der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 beitrugen. Für die deutsche Geschichte ist das entscheidend, denn die Katastrophe lag für die Weimarer Geschichtsschreibung nicht hinter ihr, sondern vor ihr. Hierin liegt auch die Ambivalenz von Erfahrungsgewinn und Methodenwechsel nach 1918 bzw. des Umschreibens oder auch des Überwindens der Geschichte in den 1920er Jahren. Wo der Erfahrungsgewinn nach 1918 zum Methodenwechsel führte, trug er zumeist nicht die Weimarer Republik, das Nachfolgesystem des Kaiserreiches, die Alternative zum Nationalsozialismus, mit, sondern sorgte eher zum Vertrauensverlust in eine demokratisch legitimierte Republik. Dies gilt in erster Linie für die ausufernde Zivilisationskritik, die nach 1918 auch die eigene Gegenwart zum Objekt der Kritik machte.⁵¹ Damit aber ist die Frage, ob es nach der Niederlage 1918 einen Methodenwechsel in der Geschichtsschreibung gab, kaum mehr zu trennen von der Frage, ob dieser Methodenwechsel 1933 begünstigte oder zu verhindern trachtete. Ein Methodenwechsel nach 1918 fand auf breiter Front statt. Nur war sein politischer Sinn oft revolutionär oder reaktionär und - bis auf Sigmund Freud - nicht auf eine internationale Aussöhnung bedacht. Methodenwechsel konnten sehr wohl in neue politische Sackgassen führen.

4. Wann verstehen Verlierer die Geschichte? Systematische Überlegungen

Die Deutungen von Niederlagen durch die Besiegten unterscheiden sich in ihrem zeitlichen Richtungssinn. So richtet sich die Semantik von Opfer und Märtyrer auf die Zukunft, in der Opfer und Märtyrertum ihre letztendliche Rechtfertigung finden. Opfer und Märtyrertum befestigen eine Sinnstruktur, die sich am Ende als siegreich erweisen wird. Wer vom Opfer spricht, ist sich des Wares dieses Opfers sicher. Es liegt in der Zukunft. Dagegen deutet die nüchterne Semantik von Niederlage und Besiegtheit einen historischen Bezug auf die Vergangenheit an. Begrifflichkeiten wie Katastrophe, Untergang und Krise dagegen lassen sich sowohl auf die Zukunft und die Vergangenheit, aber auch auf die Geschichte als Ganzes beziehen. Untergang und Katastrophe können - wie nach 410 oder nach 1918 - auf eine antihistoristische Verweigerung gegenüber

der Geschichte vorausdeuten. In dieser Hinsicht gibt es Parallelen zwischen Augustinus' Deutung der Geschichte nach der Eroberung Roms 410 und der deutschen Geschichtsschreibung nach 1918. Beide vollzogen eine Bewegung gegen die Geschichte bzw. konstruierten einen hypothetischen Raum jenseits der Geschichte. Die Zwei-Reiche-Lehre des Augustinus machte diesen Schritt über die Geschichte hinaus genauso wie der Antihistorismus der Weimarer Republik.⁵² Beide flüchteten aus der Geschichte in die Metageschichte.

Die unterschiedliche Deutungsgeschichte von Niederlagen dürfte nicht zuletzt in der Unterscheidung zwischen Besiegten liegen, denen Sieger gegenüberstanden, und solchen, die keine Sieger kannten. Sobald Historiker von Niederlagen ohne Siege, von Besiegten ohne Siegern sprachen, bestand die Möglichkeit, den Blick auf die Vergangenheit insgesamt zu verändern. Im Begriff der ‚Katastrophe‘ klingt dieses Verständnis an, weniger in dem der ‚Niederlage‘. Wann und warum kann ein historisches Ereignis so interpretiert werden, dass es nur Unterlegene und Besiegte gibt? Wie wird die Deutung einer Niederlage allumfassend? Dies ist die entscheidende Frage, will man das Körnchen Wahrheit an Schmitts apologetischer These rekonstruieren.

Niederlagen werden leichter erklärbar, wenn sie - immer subjektiv unterstellt - alle betreffen und nicht nur eine einzige Partei in einem vorangegangenen Krieg. Dafür zeichnen sich mehrere Möglichkeiten ab.

a. Möglich wird dies zum einen durch das Ausmaß der Niederlage. Sobald wie in der Niederlage Preußens 1806 oder in der Weltkriegsniederlage 1945 „eine ganze Welt untergeht“, wird die historiographische Deutung wie bei Niebuhr weniger auf die Details der kriegerischen Auseinandersetzung, sondern auf die Vorgeschichte eingehen. Was war in all den Jahren des selbstverständlichen Besitzes offensichtlich ein geteilter Irrtum, der sich in der Konsequenz bitter rächte? Selbst die wehmütvollen antihistoristischen Zeichnungen der Weimarer Republik verweisen noch auf diesen Zusammenhang. Im „Untergang des Abendlandes“ Oswald Spenglers wie auch im „Herbst des Mittelalters“ von Huizinga wird nicht zuletzt vom Untergang des langen 19. Jahrhunderts erzählt.

Aus eben diesem Zusammenhang stammte ursprünglich die These von den Besiegten als den besseren Historikern, die Schmitt seinerseits 1945 wieder aufwärmte. Sie gehörte zum ideologischen Instrumentarium der konservativen Revolution. Arthur Moeller van den Bruck und Ernst Jünger hatten sie in aller Deutlichkeit bereits nach 1918 formuliert. Beide hatten in der Niederlage eine Produktivkraft gesehen, nicht einfach zu den Zuständen von vor 1918 zurückzukehren, sondern ein neues konservatives Ordnungsmodell anzusteuern. Moeller van den Bruck schrieb: „Sind die Sieger blind für die weltgeschichtliche Bedeutung der Krise, deren Ausdruck der Weltkrieg war, so kann die Niederlage gerade für die Unterlegenen zum Segen werden, weil nur sie zum wahren Ver-

⁵⁰ Ebd.

⁵¹ Vgl. Georg Bollenbeck: *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*. Frankfurt am Main 1994.

⁵² Koselleck reht dagegen Augustinus' Zwei-Reiche-Lehre in die Innovationen der Geschichtsschreibung ein.

ständnis der historischen Zusammenhänge gelangen.⁵³ Ernst Jünger formuliert am 19. Juni 1945 im Rückblick ähnlich: „Die Fehler, die Irrtümer, die Laster können zu Bildungselementen werden, und zwar gerade dann, wenn sie zum Scheitern, zum Zusammenbruch geführt haben.“⁵⁴ Das Fünkchen Wahrheit, das Schmitts apologetische These für sich beanspruchen kann, liegt also hier: in der Wahrnehmung des Ausmaßes der Niederlage.

b. Schmitt selbst bietet ebenfalls eine Deutung, wie Besiegte ohne Sieger denkbar sind und dadurch die Universalisierung der Niederlage möglich wird. Der Feind ist im Politikverständnis Schmitts notwendiger Teil des Selbstverständnisses. Der Feind begleitet die Politik in der Unterscheidung von Freund und Feind. Dies ist die These, die Carl Schmitt in seinem „Begriff des Politischen“ ausführt. Der Feind begleitet aber auch das Individuum in seiner Existenz. Schmitt benutzt hier ein Zitat seines im Ersten Weltkrieg gefallenen expressionistischen Dichterfreundes Theodor Däubler: „Der Feind ist unsere eigne Frage als Gestalt.“⁵⁵ Er zitierte diesen Satz mehrmals, auch in „Ex captivitate salus“, wo er in einer längeren Passage vom Feind handelt. „Wen kann ich überhaupt als meinen Feind anerkennen? Offenbar nur den, der mich in Frage stellen kann. Indem ich ihn als Feind anerkenne, erkenne ich an, dass er mich in Frage stellen kann. Und wer kann mich selbst in Frage stellen? Nur ich mich selbst.“⁵⁶ Schmitt verleiht so der Unterscheidung von Freund und Feind und der intrinsischen Beziehung des Individuums zum anderen als Feind sowohl existentielle Bedeutung als auch historische Dauer. Der Feind „steht auf meiner eigenen Ebene. ... Aus diesem Grund muss ich mich mit ihm kämpfend auseinander setzen, um das eigene Maß die eigene Grenze, die eigene Gestalt zu gewinnen.“⁵⁷ Die Feinderkenntnis ist eine Form der Selbstgestaltung. Der Feind, auch der militärische, ist immer komplementär zur eigenen Identität. Das eine ist nicht ohne das andere zu haben. Sieg oder Niederlage ändern Freund und Feind und ihre Beziehung zueinander nicht. Die Beziehung zum Feind kann nicht zu einem siegreichen Ende kommen. Auf diesen Feind folgt der nächste. Schmitts Geschichtsbild gleicht damit dem Verständnis des Politischen. Es bleibt antagonistisch verfasst in der nicht auflösbaren Beziehung zwischen dem Individuum und seinem Feind. Schmitt weigert sich, die für das Individuum wie für das Politische konstitutive

⁵³ Zit. in: van Laak, Gespräche in der Sicherheit des Schweigens, 103.

⁵⁴ Ernst Jünger: Tagebücher III, Strahlungen, Bd. 2. München 1979, 481.

⁵⁵ Vgl. Theodor Däubler: Sang an Palermo. In: ders., Hymne an Italien. Leipzig, 1924, 65–66: „Der Feind ist unsre eigne Frage als Gestalt. / Und er wird uns, wir ihn zum selben Ende hetzen ...“

⁵⁶ Schmitt, Ex captivitate Salus, 89, das Däublerzitat: 90 (April 1947). Schmitt verwendet dieses Zitat wieder in: ders.: Theorie des Partisanen. Zwischenbemerkungen zum Begriff des Politischen. Berlin 1963, 87 und in: ders.: Glossarium. Aufzeichnungen der Jahre 1947–1951. Berlin 1991, 213 (Weihnachten 1948).

⁵⁷ So in: Schmitt, Theorie des Partisanen, 87 f.

Freund-Feind Beziehung in Sieg oder Niederlage hinein aufzulösen und damit zu beenden. Er verbleibt damit jedoch in der Nähe der geschichtsphilosophischen Spekulation und der politischen Theorie.

c. Das Theorem, dass die Besiegten die Historie schreiben, kann zumindest noch einen weiteren berechtigten Inhalt haben. Niederlagen werden für Minderheiten zum Signum ihrer Gruppenbildung. Minderheiten besitzen einen historisch anderen Blick als die Mehrheitsgesellschaft. Sie setzen andere historische Erfahrungen und Akzente als die Vertreter der Mehrheit. Für Minderheiten bestätigen Niederlagen eher eine existenzielle Lage, die auch vor dem Krieg herrschte. In einem gründlicheren Sinne als bei Schmitts vordergründigen Motiven wäre die Innovation daher von den immer und immer neu Besiegten zu erwarten, also denjenigen, denen die Niederlage zur Signatur ihrer Geschichte in einer oder mehreren Mehrheitsgesellschaften geworden ist. Vertreter von Minderheiten verfassen keine Siegerhistoriographie aus dem Blickwinkel der beati possidentes. Dass Minderheiten Geschichte schreiben, ist ein Satz, der sich mindestens so sehr verteidigen lässt, wie das *Aperçu* Schmitts, die Besiegten schrieben Geschichte.